

Die Erfahrung der Jahrtausende

Der Pflug und das Schwert

Wer die historischen Tatsachen zur Erlangung von Erkenntnissen zu benutzen pflegt und nicht genötigt ist, sie zum Zwecke der Belegung willkürlicher Theorien zurecht zu biegen, der weiß aus der Geschichte, daß die Blüte des alten Roms verbunden war mit jener rund 500 Jahre in Kraft befindlichen Verfassung, die am besten durch das Wort *res publica* gekennzeichnet wird. *Res publica* war der Gegensatz zu *res privata*, — die allgemeine Sache stand über der privaten; die römische Republik, verankert nicht in schwierigen Gesetzesparagrafen, sondern im Volksbewußtsein, wurde repräsentiert durch den Senat und das Volk von Rom (*senatus populusque romanus*): über Krieg und Frieden beschloß der Senat, er wählte die Consuln, deren Namen von dem Worte *Consilium* = der Rat, herkommt, und wenn Staat und Volk Gefahren drohten, so verklärte der Senat: die Consuln mögen aufpassen, daß die gemeinsame Sache, die Republik, keinen Schaden nehme, *Caerent Consules*. . . Unter diesem traditionell begründeten, im Volk verankerten System hat das alte römische Reich seine höchste Blüte und Weltgeltung erreicht. Mit der Vernichtung dieses Systems durch die Diktatur begann der Untergang.

Die Dinge schwebten auch damals nicht im luftleeren Raume der Ideologien und Theorien, sondern sie erhoben sich und stürzten auf dem Fundament der ökonomischen Tatsachen. Das Stimmrecht war verbunden mit der Wehrpflicht und resultierte aus dem Bürgerrecht, das ein Bodenrecht war. Der Bauer, der den Pflug führte, ergriff das Schwert, wenn der heimische Boden bedroht war. Er auch hatte das Wahlrecht; die urewigen Gesetze dieses Gewohnheitszustandes haben sich bis auf den heutigen Tag dort fortgesetzt, wo alte demokratische Traditionen noch sind. Der Schweizer Bürger, der sein Gewehr im Hause hat und morgen wieder die Uniform anzieht, beweist es. Nur aber der Bauer den Pflug vernachlässigen, weil er das Schwert nicht abgürten kann, so muß er entweder das Land oder die Kriegsführung anderen überantworten: mit den römischen Eroberungskriegen begann sich das herkömmliche Verhältnis zu ändern und eine neue Klasse von Menschen trat auf den Plan, die Sklaven, die man immer mehr zur Arbeit heranzog, und die Soldaten, die nicht aus Staatspflicht, sondern gegen Befoldung kämpften. Der 100 Jahre vor Augustus geborene Liberius Grachus, bekanntester Vorkämpfer römischer Humanität und Demokratie, erklärte: „Die Tiere Italiens haben jedes sein Lager und seine Höhle. Die Leute aber, die für unser Land kämpfen und bluten, haben nichts als Licht und Luft. Ohne Haus und Land irren sie mit Weib und Kind umher. Von so vielen Römern hat nicht einer einen väterlichen Altar. Für fremde Schwelgerei, für fremden Reichtum kämpfen und sterben sie.“ Der dies sprach, ging in die Politik und versuchte Gesetze zu bewirken, die den besagten Zustand abändern sollten. Zum Beispiel

verlangte er, daß keiner mehr als 500 Joch Landes besitzen dürfe. Die Folge? Er wurde nebst seinem Bruder ermordet. Das war ein Anfang. Ein Anfang vom Ende.

Wie lange noch, Catilina?

Zimmer in der Geschichte der gesellschaftlichen Umwälzungen sind es Männer der herrschenden Schichten gewesen, die sich, sozial entgegensteht oder innerlich überzeugt, an die Spitze der um ihren Aufstieg kämpfenden Klassen stellten. Das ist in der neueren Geschichte so, das war im Mittelalter so, als rebellierende Ritter die Bauern in den Kampf führten, und das hatte auch im Altertum seine Richtigkeit. Lucius Sergius Catilina war ein Patrizier. Im Gegensatz geraten zu den Seinen, getrieben von Ehrgeiz sowohl wie von richtigen Erkenntnissen, stellte er sich an die Spitze der Enterbten. Hundert Jahre nach der Geburt des Grachus, der den Tatbestand formuliert hatte, lag er erschlagen inmitten seiner zu schwachen revolutionären Adressen: an seinen Namen knüpft sich der römische Slavenaufstand, die „Verschwörung“ gegen den von Imperialismus und Kaufgeist angekränkelten Staat. Weil der allen Mahnungen zum Trost, allem Eifer der ehrlich besorgten republikanischen Demokraten entgegen, allen Warnungen der Weitsichtigen der Reichen folgte, die immer zynischer die Stimmen des beschloßen Volkes kauften, und in dem ehrfurchtigen und eilen Rechtsanwalt Marcus Tullius Cicero den politisch gerissenen Parteiführer hatten, weil der Staat seine eigenen Traditionen immer offensichtlicher verleugnete, trieb er Wasser auf die Mühlen der Extremisten, provozierte er gleichsam den politischen Radikalismus, trieb er schließlich die Partei der Unterdrückten in die Illegalität und den ungenügend vorbereiteten und aussichtslosen) Aufstand.

Herbstbeginn

Noch einmal steigt vom klaren Horizont der Sonne helles Funkensprühen zum Mittag warm empor.

Die letzte Frucht löst sich gereift vom Baum und fällt in's taugetränkte Gras.

Und dann beginnt ein Wandern — endlos langes Wandern.

Wohin fragst du?

Die einen nennen's Gott. Ich sage: zu mir selbst.

Die Nächte wachsen lang hinaus, und abends schon beginnt ein hartes Frieren, das uns allein im kalten Raume läßt.

Wer nicht Geduld zum großen Warten hat, der stirbt an diesen Glendstagen. Nur der, des Aug' vor nichts zurückgeschreckt, wird wachsen über sich hinaus.

Walter P o r s c h.

„Quo usque tandem, Catilina, abutere patientia nostra?“ Wie lange willst du noch unsere Geduld mißbrauchen, Catilina, schrieb Cicero dem Führer der Linken entgegen, als der sich anno 63 vor Christi Geburt um das Amt des Konsuls bewarb, weil er versuchen wollte, die Dinge auf legalem Wege zu bessern. Er selbst wurde an Stelle Catilinas Konsul, er selbst veranlaßte allen Gesetzen entgegen den vor dem Gespenst der Revolution zitternden Senat durch seine berühmten Reden, von ihm später in Buchform herausgegebenen Reden, Catilina ohne ordentliches Verfahren zu ächten, jagte den Verfolgten so der Gewalt in die Arme. Ein raffinierter Politiker zwingt dem Gegner das Gesetz des Handelns auf, verführt ihn vorzeitig zur verzweifelten Revolte, läßt diese — in der Schlacht bei Pistoja niederlagern und wirkt sich als Retter des Vaterlandes in die Brust. So geschehen vor 2000 Jahren.

Und mit Riesenschritten in den Abgrund

Als Cicero seine Senatsreden wider Catilina hielt, lag der eben geborene Gaius Octavius in den Windeln und schrie. Seine Eltern waren keine Patrizier, keine Leute aus dem Volk, er selbst ein schwächlicher Knabe, der kränkelnd heranwuchs, den Ausdruck der ewigen Minderwertigkeitskomplexe nie aus dem Gesicht verlor, nichts lernte und doch den härtesten Willen hatte zum Erfolg. Er allein hätte ihn nie geschafft. Glänzend lernte er, andere für sich zu gebrauchen, Meister der Bearbeitung der Volksmeinung aus dem Verborgenen, ist er später nur zur Macht gelangt, weil er sich bezahlte und mit tausend Vorteilen verlockte, verheßte und fanatisierte Hülfskrieger schuf. Nicht einmal, daß er am Nothzipfel des eigenen Ontels, des großen Schlachtengottes der untergehenden Republik Gaius Julius Cäsar, der ihn adoptierte, in die Macht schlich, hätte ihm geholfen: die Intrige regierte, die Korruption, und schließlich — das Messer. Der Onkel wird, als er das Gesicht des Diktators enthüllt, von Brutus und Cassius ermordet: der Neffe mordet selbst. Der erste Kaiser Roms wadet durch ein Blutmeer auf den Thron: 130 Mitglieder des Senats, alle, die noch eines demokratischen Funken verdächtig waren, 2000 Bürger von Rom werden mit einem Federstrich geächtet und niedergemacht. Darunter jener Cicero, den er, dankbar für seine Vorarbeit, hatte reiten wollen, den aber nun die eigenen Trabanten nicht leben lassen wollten: es erfüllte sich an dem allzu Schlanen das immerwährende Gesetz von Ursache und Wirkung. Bis auf den heutigen Tag verfallen, die mit der Diktatur kompromisseln, seiner Unerbittlichkeit.

Die Entscheidung traf nunmehr ein Mann, Gaius Octavius, geboren am 23. September 63 v. Chr., ward als Augustus Begründer eines anderen römischen Reiches, es war nach dem römischen Königtum (bis 510 v. Chr.), nach der römischen Republik (bis zur Erklärung des Octavian zum Kaiser 29 v. Chr.) das dritte Reich. Und die Geschichte der römischen Kaiser

ist die Geschichte vom Untergang Roms. Sie mordeten einander, sie ruinierten das Land, sie trieben Schindluder mit dem Wohle des Volkes. Der Senat wurde zu einem Schattendasein verurteilt, indem man ihn, um vorzutauschen, es handele sich um eine Volksherrschaft, eine Zeitlang bestehen ließ, immer seltener einberief und zu den Abstimmungen kommandierte. Zuletzt fiel auch das weg und die Prätorianergarden waren die wirkliche Macht. Als Augustus 14 n. Chr. starb, kamen Nutter- und Brudermörder, Säufer und Verrückte auf den Thron.

So sieht die historische Wahrheit aus. Und wenn man im Buche eines Mannes, der heute in einem anderen dritten Reiche allein entscheidet, liest, „daß das parlamentarische Prinzip der demokratischen Majoritätsbestimmung nur in ganz kleinen Perioden der Geschichte zu finden ist, die aber immer Zeiträume des Verfalls von Völkern und Staaten sind“, so braucht man nur im Buche der Geschichte zu blättern, um zu wissen, was davon zu halten ist. Die Erfahrung der Jahrtausende spricht gegen die Diktatoren.

Meine ersten Erlebnisse in Grönland

Aus dem bei der Büchergilde Gutenbergs demnächst erscheinenden Werk von Peter Freuchen „Meine grönländische Jugend“.

Ich wurde mit dem Dampfer „Hans Egede“ nach Grönland geschickt, um mich als Seizer auszubilden und beim Einkauf von Hund zu helfen. — Ich landete in Sukkertoppen, der größten Kolonie in Süd-Grönland. Dort erlebte ich die ersten Eskimos und sah sie in den alteklimatischen Häusern, die schwer von draußen zu erkennen waren, denn es war April, und ihre Torfshütten waren ganz im Schnee begraben. Es war ein Wunder, die eingeborenen Frauen wie Ameisen aus einem Loch im Schnee schwärmen zu sehen, festlich in bunte Farben gekleidet — reizende Mädchen.

Jörgen Brönlund und ich zogen in einem Frauenboot aus, um einen Mann zu finden, der Hunde zu verkaufen haben sollte. Es ist immer offenes Wasser in Süd-Grönland, und in jenen Tagen gebrauchte man nur Frauenboote als Reisefahrzeug — Kofie lag darüber. Acht Frauen ruderten, der Besitzer war Steuermann.

Ein Frauenboot ist aus Fellen verfertigt; eine geniale Erfindung, es schwimmt wie eine Piesenmöbe auf der Welle und hüpfert auf und nieder, ohne anderes Wasser überzunehmen als das, welches von den Wellenkämmen hereinspricht. Aber auch dafür gibt es Rat; die eskimoische Technik hat sich der Aufgabe gewachsen gezeigt. Jedes Frauenboot wurde von Jägern in ihren Kajaks begleitet. Der Kajak ist wie ein Torpedoboot, das Frauenboot das mächtige Schlachtschiff. Die Männer kommen schnell vorwärts und belustigen sich unterwegs damit, Bogelfeile nach Wöben zu werfen oder, wenn sich die Gelegenheit bietet, eine Robbe zu harpunieren. Bei hohem Seegang legen sich die Kajaks in Luv des Frauenbootes und wirken so als Wellenbrecher. Ihr Vorkopf schützt die Jäger vollkommen, und sie können über das Wasser lachen.

Auf dem Wege nach dem Hundeort sah ich achteln im Boot und studierte die Technik der Kajakmänner mit höchstem Erstaunen. Aber ich war es nicht gewohnt, mühsig dazusitzen und Frauen für mich arbeiten zu lassen, so daß ich mitzurudern verlangte, zum großen Vergnügen von Männern wie Frauen. Nur wenige Stunden arbeitete ich in dem Tempo, dann hatte ich mehr als genug davon und es kostete nicht viel Ueberredung, daß ich den Riemen dem hübschen jungen Mädchen zurückgab, dem ich mich gern hatte ritterlich bezeigen wollen.

Was diese Mädchen aushalten können, ist erstaunlich. Und sie singen den ganzen Tag beim Rudern. Die Lieder sind in der Regel improvisiert, der Text paßt zur Situation und wird zu dänischen Melodien gesungen, die nach Belieben geändert werden. Dann kichern sie und erzählen Geschichten; die meisten beziehen sich auf die Passagiere, die ja nicht verziehen, was sie sagen.

Mehrere von den Rudersfrauen in unserem Boot waren alternde Frauen, und jedesmal, wenn wir halt machten, kam ein junger Kajakmann von 14 oder 15 Jahren zu uns gepaddelt und rief seine Mutter. Sie beugte sich über die Reeling, schob ihren Anorak hoch und bot ihm ihre mütterliche Brust, an der er wie ein Neugeborenes saugte. Später stellte ich fest, daß das unter den Eskimos üblich ist. Die jüngsten Kinder einer Familie, wohl meistens Knaben, werden von ihrer Mutter viele, viele Jahre gesaugt. Knud Rasmussen hat mir von einem Manne erzählt, der gesaugt wurde, bis er selbst heiratete. Es sind immer die Mütter selbst, die es so wollen, eine Prahlerei mit ihrer Jugendliebe und ein entzückendes, unbezwingliches Muttergefühl, das andauert, bis das Kind fast erwachsen ist. Wenn eine Mutter kein Kind mehr zu stillen hat, ist sie alt.

Wir ruderten quer über einige Fjörden und um teile Vorgebirge herum. Es gibt nichts so Verückendes in der Welt, wie eine grönländische Fjörde im Sommer, prachtvolle Berge mit schneebedeckten Gipfeln. Die Luft ist klarer Aether und still wie der Tod. Die steilen Felsen spiegeln sich im Wasser, und die majestätisch treibenden Eisberge schimmern in allen möglichen Farben.

Und hierzu kommt das Singen der Mädchen, die heitere Stimmung, das silberne Lachen. Wir waren alle jung und begierig, etwas vom Leben zu haben.

Wir ruderten dreizehn Stunden, und ich dachte mit schlechtem Gewissen an die Mädchen, die vor Müdigkeit dem Tode nahe sein mußten. Als wir aber hörten, daß es in der Werkstatt des Ausmäckers Tanz geben sollte, freifachten sie vor Freude. Nach einem vollen Arbeitstage eine ganze Nacht tanzen: gerade das war es, was sie brauchten.

Eines der Mädchen war mir besonders aufgefallen. Ihr Name war Anarak, und sie war reizend. Jetzt erzählte sie, daß sie zum Tanze eine besondere Festkleidung anlegen wollte, und ich begleitete sie nach dem Hause ihres Vaters. Er war Großfänger, und ich wurde als Ehrengast empfangen.

Das Mädchen zog sich um, dann aber fand sie, daß sie ihr prachtvolles langes Haar, das aufgesteckt war, richten mußte. Sie löste es, und es durchschauerte mich, als ich es schwarz und glatt bis zum Boden wälzen sah, während sie sich vorbeugte und es kämmte. Die Strahlen der Sonne fielen durch das Fenster herein, gerade auf sie; das verließ dem Haar jenen blauschwarzen Schimmer, den man von den Flügeln des Raben kennt. Ich war ganz hin vor Verehrtheit, und mein Seemannsberg wäre vor Stolz fast geplagt, daß ich es war, der dieses schöne Mädchen zum Tanz haben sollte.

Alles wäre sicher glänzend gegangen, wäre das Mädchen nur nicht so verfallen darauf gewesen, Eindruck auf ihren jungen dänischen Kavaliere zu machen. Um ihm jedoch zu betwei-

fen, welche reinliches Mädchen sie wäre, zog sie unter der Britsche einen riesigen, bis zum Kande mit menschlichem Urin gefüllten Bottich hervor, der sowohl zum Waschen von Fellen wie als Waschmittel gebraucht wurde. Sorgfältig senkte sie ihr schönes Haar in die Flüssigkeit und schamponierte sich, rieb und wrang es aus, und unterdessen kühlte meine Liebe ab, und meine Begeisterung sank wie die Flut im Englischen Kanal.

Als wir endlich die Werkstatt erreichten, war es mit meiner Stimmung vollkommen aus. Anarak hatte ihr mächtiges Haar zu einem Knoten auf dem Kopf frisiert, wie es damals üblich war, und der schwankte und wackelte nun beim Tanzen. Unglücklicherweise bin ich sehr groß, und sie war sehr klein. Die Decke in der Werkstatt war so niedrig, daß ich mich beim Tanzen über sie beugen mußte und ihr Haarknoten mir jedesmal, wenn wir uns drehten, abwechselnd von beiden Seiten, gegen die Nase patzte — eine Karose, in der der Ammoniakgestank stärker betäubte als die Liebe.

Aber unsere Aufgabe war es, zu tanzen und uns zu amüsieren, und das taten wir. Die Musik wurde von einem Grönländer mit einer Harmonika geliefert, und der Raum war voll von schaukelnden Menschen und Kreischen und Lachen, wie ich es hier zum erstenmal erlebte. Ich hatte das Glück, in der Decke eine Luke zu entdecken, die gehoben werden konnte. Darüber war der Dachboden. Haha, so konnte ich aufrecht stehen und doch tanzen. Natürlich war mein Aktionsradius auf den Umfang der Luke begrenzt, aber ich tanzte ja auch mit den Füßen, und die befanden sich auf dem Fußboden. Ich ahmete den Geruch der rohen Haut, die auf dem Boden lagen, gemischt mit der urindustriellen Atmosphäre meiner Dame ein, hatte aber doch mindestens ebensoviel Vergnügen vom Abend wie die anderen.

Ich — die herrlichsten ersten Erlebnisse in Grönland.

Heinz hat gelogen

In der Familie ist Verstimmung. Heinz, der jüngste Sproß, hatte gelogen. Es war nicht weit her mit der Lüge, eine Kinderlüge wie jede andere, mehr aus Bequemlichkeit, denn aus bösem Willen. Trotzdem ist die Mutter traurig.

„Wo soll das nur hinführen?“ Denkt sie und vertraut sich der Nachbarin an.

„Was haben Sie denn mit ihm gemacht?“

„Ich habe ihm einen Klaps gegeben.“

Die Nachbarin schüttelt den Kopf.

„Wegen so einer Kleinigkeit?“

„Ja, was soll ich denn machen? Er muß doch einsehen, daß er nicht lügen darf.“

„Oh nein, Frau Kraus, davon sieht er's nicht ein. Er wird nur vorsichtiger und mißtrauischer dadurch. Haben Sie noch nie etwas von neuzeitlicher Kindererziehung gehört?“

„Wie soll ich? — Er ist doch mein Einziger.“

„Da sollten Sie sich bei denen Rat suchen, die darin bewandert sind. Warten Sie mal!“

Sie reicht der Nachbarin einen Stoß alter Zeitschriften.

„Nehmen Sie das mal mit hinüber. Das ist die „Frauenwelt“. Fast in jeder Nummer finden Sie eine Abhandlung über fortschrittliche Kindererziehung, die von Verufenen geschrieben ist. Die Einzelnummer kostet sechzig Heller. Am besten aber ist es, Sie abonnieren sie für sieben Kronen und fünfzig Heller im Vierteljahr, da erhalten Sie jeden Donnerstag eine neue Nummer zugestellt. Uebrigens stehen noch viele andere Sachen drin, die Sie als werktätige Frau interessieren werden.“

Der Primgeiger

Von Joseph Roth

Das Kaffeehaus, ausgestattet mit allen Einrichtungen, die vielleicht zu seinem Betrieb nötig wären, wenn es überhaupt einen hätte, ist erfüllt von einer prächtigen, komfortablen und luxuriösen Leere. Auf den niederen, rot-samteneu Fauteuils sitzt sie, hingezogen, ein geschwelltes, üppiges Nichts. Ueber die kleinen viereckigen und niederen Tischchen aus gläsernen Platten, umrahmt von einem nach modernsten Verfahren verdrehten Metall, streicht sie hin, die Leere, fließt über die blauen Tapetenwände und läßt sich von dem strahlenden Glanz der neuschälischen Lampen bestrahlen, die beleuchteten Zigarrenkisten aus matten Glas-scheiben so verblüffend ähnlich sehen. An Zuckerdöschen aus dunkelblauem Kristall lehnen unberührt die silbernen schimmernden Rangen, Verwandte der benachbarten metallenen Aschenbecher, an denen noch niemand die Zigarrenasche abgestreift hat. Wellner wandeln durch den Raum, die Leere zu bedienen, die gar nichts bestellt. An der großen Registrierkassa steht regungslos ein Mädchen, wie ein schußbereiter Soldat neben einem Maschinengewehr. Ich bin der einzige Gast, aber ich verschwinde in der unermesslichen Leere des umfangreichen Raumes und werde als ein unmoderner Gegenstand ignoriert von der modernen Einrichtung. Auf der Estrade mir gegenüber spielt selbstamerweise eine Musikkapelle.

Eine kleine Kapelle, man nennt es Quartett. Der erste Geiger, frohgemut, in einem festlichen Smoking, läßt von Zeit zu Zeit die Geige aus der Klammer gleiten, die er aus Sinn, Krugen und steifem Hemd für sein Instrument hergestellt hat, hebt den rechten Arm mit dem Bogen, kopft auf das Notenpult, streichelt mit sanfter Lack-, uhsohle das Brett der Estrade, auf dem er steht, lächelt mit entblößten schönen Inzeraten-Bähnen aus schneeweißem Marmor, neigt den Kopf mit dem glatten Ebenholzzaar, das ein schmaler Strich, wie ein weißer Strich, in der Mitte in zwei gleiche Hälften scheidet, und benimmt sich genau so, als wenn das Lokal von Gästen erfüllt wäre. Wie er so dasteht, tannenschlank und volldel, ein Musterexemplar der Weigergattung, ein Liebling des nicht vorhandenen Publikums und besonders seiner selbst, nimmt er sich ganz einmalig und erstmalig aus, und mir ist, als hätte ich noch niemals vorher einen ersten Konzertgeiger gesehen. Es ist, als steigerte die willige Leere im Kaffeehaus die gewöhnliche Eitelkeit, die einen Kapellmeister ausmacht, zu einem exhibitionistischen Egzeß, und die Zwecklosigkeit dieser Eleganz, die das Geigenpiel einrahmt, umrant und verbirgt, entwickelt sich zu der pathologischen Haltung eines Irren, einer Art Paranoia der Monomanität. Einbezogen in sie, und von ihr beinahe verschluckt, wird nicht nur die Musik, die ihr Geiger selbst erzeugt, sondern auch jene, die von den drei anderen Mitgliedern der Kapelle ausgeht, so daß alle „Konzertstücke“ anfangen, eher eine distonelle, als eine akustische Wirkung auszuüben — als hätten sie sich in dem physiologischen Sinn geirrt, für den sie eigentlich bestimmt waren. Wie von tausend Spiegeln wiedergeglänzt und vergrößert, erscheint in dem überflüssigen Lokal, in dem sich die Leere so viel wohler fühlt als ich, die überflüssige Eleganz eines ersten Musiksmokings, diese übertroffene, wenn auch urbanisierte Noblesse eines Zigeunerprimas, und dem ruhenden Lurus der Zuckerrangen (mit denen nur Akrobaten hantieren können) entspricht der eifrig bewegliche Lurus eines Geigenhalters, der sich sozusagen in Lüften windet.

Es scheint, daß er die ganze unaussprechliche Süße der Wohltaute in seinem Innern vernimmt, die er leider nicht produziert, und er ist also eine Art von Primlauser und kein Primgeiger.

Dann beendet er mit einem kühnen Entschluß das Musikstück, als wäre es nicht von selbst zu Ende gegangen, wenn er nicht mit ausgebreiteten Händen den Schluß befohlen hätte, den üblichen Lusch, in den alle Konzertstücke münden müssen, wie Flüsse ins Meer. Er

verneigt sich vor der Leere. Seine Augen und seine Zähne glängen dankbar ins Nichts, und es scheint, daß ihm die Leere applaudiert. Es ist unheimlich still, und man denkt an eine Lurusgruft. Der Geiger setzt sich, zieht ein seidenes, gebathtes Tuch aus Kunstgewebe und wischt sich den imaginären Schweiß von der Stirn. Das Instrument hält er zwischen den Knien, wie ein Friseur einen Kopf aus Holz, auf dem Rücken hergestellt werden. Es ist Pause.

... wir Mieter, wir Mieter ...

Von Emil Otto

Als ich dieser Tage das Vorhaus meines Wohnhauses betrat, leuchtete mir in blauer Schrift auf gelbem Grund, teilweise rot unterstrichen, eine Kundmachung des Hausherrn entgegen, in der den Parteien die Pflicht auferlegt wird, das Haustor bei hereinbrechender Dunkelheit „wegen den sich häufenden Einbrüchen“ unbedingt abzuschließen. Diese Aufforderung ist nichts Besonderes, sie festelte meine Aufmerksamkeit trotzdem und veranlaßte mich, im Laufe der folgenden Tage nicht nur in dem Hause, in dem ich wohne, sondern auch in anderen Ausschau nach hausherrlichen Kundmachungen zu halten.

In fast jedem Hause hängt eine mehr oder minder große Tafel, auf der säuberlich in Druck die Bedingungen festgehalten sind, unter denen der Mieter die von ihm bewohnten Räume auf die Dauer benützen darf. Neben dieser Kundmachung gibt es ihrer aber noch zahlreiche andere, die der Hausherr von Fall zu Fall im Stiegenhaus, im Keller, am Boden oder weiß Gott wo noch anbringt, um seinen Mietern durch die Einhaltung derselben Verschäftigung zu geben. Und sonderbar: je kleiner das Haus ist, um so größer ist die Zahl der Verordnungen.

So fand ich zum Beispiel in dem Hause, in dem ich wohne, an der Tür zur Waschküche einen Zettel mit folgendem Inhalt: „Diese Tür ist leise zu schließen“, womit sich der Hausherr offenbar in kraffen Widerspruch zu der allgemein gültigen Hausordnung setzt, die besagt, daß jede Tür leise zu schließen sei. Eine kuriose Verordnung fand ich auf einer zu einem Boden führenden Treppe. Dort stand: „Den Stiegen ist das Ausspuden verboten!“, ein Auftrag, der gewiß seine Wirkung nicht verfehlen wird, wenn er von den Stiegen ebenso gewissenhaft eingehalten wird, wie von den Mietern. Was ist aber der Hausherr mit den spudenden Stiegen gegen die Hausfrau, die auf den Toiletten eine Verordnung des Inhaltes anbringen ließ, daß „die Benützung der Wasserpülung nur in großen Fällen“ erlaubt sei. Nur ein Neugeborenes wird vergebens ich einer Erklärung für die Düste gesucht haben, die das Stiegenhaus dieses Hauses durchzogen. Absolut erfolglos war der Befehl eines Hausherrn an die im Hause lebenden Hunde. Obwohl auf der Tür, die zum Garten führt, ein großes Plakat mit der Aufschrift „Hunden ist das Betreten des Gartens verboten!“ hängt, traf ich in diesem Garten ihrer nicht weniger als drei, die sich dort — den Eindruck hatte zumindestens ich — trotz dem Verbote äußerst wohl fühlten und zwischen den Blumenbeeten und dem Gemüsegarten munter hin- und herliefen.

Es glaube aber niemand, daß es nur Hausherrn gibt, die befehlen. Zumindest ebenso groß wenn nicht gar größer, ist die Zahl derer, die ihre Stiegenhäuser, Keller und Bodenräume mit höflichen Ersuchen tapezieren. So fand ich unter vielen anderen folgende rüh-

rende Bitte: „Es wird ersucht, die Nachtruhe nicht vor neun Uhr zu stören.“ Es ist anzunehmen, daß dieser Hausherr mit seinen Mietern die bittersten Erfahrungen gemacht hat. Wahrscheinlich geht der biedere Mann um sechs Uhr nachmittags schlafen und will zumindest die drei Stunden bis neun Uhr seine Ruhe haben. Eine andere Erklärung fand ich für diese Bitte nicht. Weit einleuchtender ist ein Ersuchen, das an die Wäsche der Mietparteien gerichtet und folgendermaßen formuliert ist: „Die Wäsche wird gebeten, nicht im Garten zu bleichen.“ Es ist anzunehmen, daß dieser Bitte nicht nur die zarte Wäsche der Frauen, sondern auch die etwas rauhere der Männer unverzüglich Folge leistet.

Im Parterre eines Hauses hängt ein Zettel mit der Bitte: „Es wird ersucht, hier leise zu gehen.“ Ich habe die Feststellung gemacht, daß diesem Ersuchen auch prompt Folge geleistet wurde. Im ersten Stock hingegen trampelten ein paar Kinder munter herum und machten einen unbändigen Krawall. Ich ging hinauf. Oben hing natürlich kein Zettel. Offensichtlich trifft den Hausherrn das Verschulden für den Lärm im ersten Stock. Geradezu künstlerische Fähigkeiten verlangt diese Hausherrnbitten: „Es wird höflich gebeten, die Tür leise ins Schloß fallen zu lassen.“ Mit dieser Tür habe ich mich zehn Minuten abgeben. Ich versuchte es auf alle möglichen Arten, sie leise ins Schloß fallen zu lassen. Es gelang nicht. Stets gab es einen donnerähnlichen Knall. Schließlich gab ich meine Bemühungen auf.

Die Hundgrube der gediegeinsten Verordnungen, Bitten und Befehle sind jedenfalls jene Toiletten, die ein ganzes Stockwerk gemeinsam hat. Ich las in einer solchen folgende Bitte, die davon zeugt, daß der Hausherr mit der Zeit doch mürbe gemacht worden ist: „Es wird ersucht, höchstens zweimal zu gehen.“ Daß Hausherrn auch um die Gesundheit ihrer Mieter besorgt sind, besagt diese rührende Mitteilung: „Langes Verweilen hier ist ungesund, es wird deshalb ersucht, nur die notwendige Zeit zu verbringen.“ Was bedeuten aber alle sanitären Einwände gegen einen spannenden Kriminalroman oder gegen ein Stück alter Zeitung!

Ich habe viele Häuser aufgesucht. Ich fand überall zahlreiche Kundmachungen. In einem einzigen Hause sah ich nur eine. Sie stand unter jenem Flugblatt, in dem vom Luftschub die Rede ist. Sie enthielt nur vier Worte: „Nehmt den Luftschub ernst!“ Ich glaube aber, daß gerade dieser Hausherr mit seinem Aufruf später Erfolg haben wird als jeder andere.

Das ist die klarste Kritik von der Welt, wenn neben das, was ihm mißfällt, Einer was Eigenes, Besseres stellt.

Geibel.



Copyright P. L. B. Bax & Copenhagen



Adamsons Mausejagd

Kleines Museumsstück

Vor 100 Jahren, am 5. Oktober 1837, starb die Königin Hortense

Wer die höchst reizvolle Partie auf der Schweizer Seite des Bodensees, von Schaffhausen bis Konstanz einmal gemacht hat, der ist zwischen Stedborn und Kreuzlingen auch schon auf das Schloß Arenenberg aufmerksam geworden, das in der Nähe des Ortes Mannenbach lieblich vis-à-vis der Insel Reichenau ein verträumtes Dasein führt. Das Schloß beherbergt ein „Napoleon-Museum“, zu dessen Besichtigung man freundlich eingeladen wird. Dort kann man auch einige Bilder jener Hortense sehen, die noch vor der Französischen Revolution als Tochter des Grafen Alexander Beauharnais und seiner Frau Josephine am 10. April 1788 geboren und später mit dem Bruder Napoleons, des zweiten Mannes ihrer Mutter, verheiratet worden ist: sie ward als herzlich unglückliche Frau des Louis Bonaparte Königin von Holland. Ihr Sohn hat als Napoleon III. die Geschichte des Kaiserreiches zum Abschluß gebracht.

Es ist ein rechtes Museumsstück, das wir bei der Beschäftigung mit Hortense erleben. Zu der zarten Muße eines Menuetts bewegen sich in langwallende sentimentale Gewänder gekleidete Damen in den Gemächern eines inschweizerische Exil verlegten Miniaturhofes. Offiziere und Kavaliere werden vorgelassen, man lebt dilettantischer Kunstübung (malt sich gelegentlich selbst und zwar gar nicht untalentiert), aber der wirkliche Inhalt des Lebens besteht in geheimen Briefen, die kommen und gehen, in den Konspirationen einer emigrierten Kaiserfamilie, deren Oberhaupt einen halben Erdbreis entfernt bis 1821 noch lebt, die aber von dem Gedanken des großen „N“ nicht lassen kann. Da die Mutter Lätitia ein Leben in Stolz und Würde vorsieht, des großen Kaisers zweite Frau mit Frankreich nichts zu tun und einen

Liebhaver zu beschäftigen hat, Josephine aber seit 1814 tot ist, so wird die Frau, die den großen Korjen — vielleicht, ja wahrscheinlich, nicht ohne Erwiderung zu finden — geliebt hat, zum Zentrum all der Intrigen, die auf die Wiedergewinnung des Thrones abzielen. Eitel und lebenshungrig, hat ihr Verhältnis mit einem oder auch zwei Liebhabern (von einem, dem Grafen Flahaut, hat sie ein Kind, den späteren Herzog von Rom) niemals ihren hemmungslosen Ehrgeiz ruhen lassen, der für ihren nach der Scheidung von Louis ihr verbliebenen Sohn, den Prinzen Louis Napoleon, die Krone begehrt.

Nach kleinen Irrfahrten ins Deutsche hinein, spielt sich dieses Leben zwischen Bahn und Hoffnung von 1817 bis 1837 auf dem Schloßchen am Bodensee ab. Man hat es ganz nach den großen Vorbildern aus Paris und Fontainebleau ausbauen, bestimmte Zimmer fast naturgetreu nachbilden lassen, man trauert öffentlich und freut sich nicht allzu verborgen, wenn die anderen Präsidenten, der Sohn des geschiedenen Mannes Louis 1831 und der „König von Rom“ 1832 dahinsterven, und läßt den 1808 geborenen, wahrscheinlich wirklich von des Kaisers Bruder stammenden Sohn nicht nur in Augsburg die Schule besuchen, sondern auf Arenenberg weiter auf das seinem Leben gesteckte Ziel hin bilden. Und 1836 versucht der junge Mann es das erste Mal, indem er mit einigen Offizieren von Straßburg aus gegen Louis Philipp losputscht. Drei Stunden später ist er der Gefangene des Königs. Hortense muß ihr idyllisches Exil verlassen, um ihn freizubetteln. Es gelingt, der Prinz wird nach Amerika ausgewiesen, aber das Leben Hortenses hat den entscheidenden Knag bekommen.

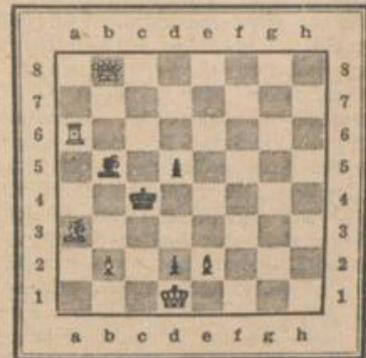
Am 5. Oktober 1837 ist sie gestorben, ihr Sohn kam noch zu rechter Zeit an ihr Sterbebett. Arenenberg vermaiste, denn der junge Mann bevorzugte das benachbarte Göttilien. Die Szene wechselte, ein Museumsstück war aus. B. B.

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 361.

Von Richard L'hermet.

Schwarz: Kc4, Lb5, Bd2, d5. (4)



Weiß: Kd1, Db8, Ta6, La3, Bb2, e2. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 358: De2—e3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schöffel Anton, Schöbritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Dinnebler Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Chroust Karl jun., Billn; Schöpka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Walter Ludwig, Steinwitz; Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Havel Franz, Modlan; Ulbert Rudolf, Prosetitz; Berger Josef, Klein-Augezd; Trlitsch Gustav, Wlsterschan; Geißler Josef, Alt-Serbitz.

PARTIE Nr. 138.

(Spanisch.)

Gespielt am 25. Juli 1931 auf der Olympiade in Wien.

Weiß: Wille, Wien. Schwarz: Voigt, Fürth.

- 1. e2—e4 e7—e5
- 2. Sg1—f3 Sb8—c6
- 3. Lf1—b5 Dd8—f6

Ein Zug, der sich immer schlecht auswirken muß, denn erstens geht Feld f6 für den Königsspringer verloren, zweitens wird die Dame bei Gelegenheit retirieren müssen.

- 4. 0—0 h7—h6

Schwarz muß schon auf „Sie“ Rücksicht nehmen, während Weiß sich ruhig weiterentwickeln kann.

- 5. e2—c3 a7—a6
- 6. Lb5—a4 b7—b5
- 7. Lc4—c3 Lc8—b7
- 8. d2—d4 d7—d6
- 9. Tf1—e1 0—0?

Damit hat Schwarz den Angriffsweg des Weißen vorgezeichnet. Viel besser war es, mit Sg—e7 nebst Sg6 und Le7 sich die kurze Rochade offenzuhalten, um den Gegner im unklaren zu lassen.

- 10. a2—a4 Sc6—a7
- 11. d4—d5 Weiß hat einen sehr guten Positionsblick. Mit Le3 will er Sa7 bedrohen, um eine Verteidigungsfigur wegzuräumen,

- 11. — — — Kc8—b8
- 12. Lc1—e3 Sa7—c8
- 13. a4xb5 a3xb5
- 14. Sb1—a3 Df6—e7

Schwarz spielt mit drei Figuren weniger, hat er doch keine Zeit, seinen Damenflügel zu entwickeln. Logisch war c6, um event. mit dem König zu entfliehen. Der verfehlte Aufbau läßt eine Verteidigung aber nicht mehr zu.

- 15. Sa3xb5 Sg8—f6

Statt dessen Sb6, konnte den Verlust lediglich aufhalten.

- 16. Le3—a7+ Sc8xa7
- 17. Sb5xa7 Sf6—d7
- 18. Sa7—c6+ Lb7xc6
- 19. d5xc6 Sd7—b6
- 20. Lb3—d5! Gegen De8 gerichtet,

Möglich war auch Dd3 nebst Da3, ja sogar Ta7, doch hat Weiß es nicht nötig, sich zu überstürzen.

- 20. — — — g7—g6
- 21. Dd1—d3 f7—f5
- 22. Dd3—a6!! Schwarz gibt auf.

Genosse Wille, der frühere Klubmeister des Wiener A. S. V., war damals 75 Jahre alt, schlug aber noch eine vorzügliche Klinge, konnte er doch auch seine anderen Gegner in ähnlicher Weise abfertigen.